

LARA
ADRIAN

1000

ROMAN

SECRETS

Vertrauen

.digital

LYX

Inhalt

Titel

Zu diesem Buch

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

Epilog

Die Autorin

Die Romane von Lara Adrian bei LYX

Impressum

LARA ADRIAN

100 Secrets

VERTRAUEN

Roman

*Ins Deutsche übertragen
von Firouzeh Akhavan-Zandjani*



LYX

Zu diesem Buch

Als Gabriel Noble schwer verletzt aus Afghanistan zurückkehrte, war es der Milliardär Nick Baine, der ihm eine neue Chance im Security-Team seiner Firma gab. Eines Tages stellt Gabe eine Fremde im Parkhaus von Baine International zur Rede, nicht ahnend, dass sie Evelyn Beckham ist, ehemaliges Supermodel und die Schwester seines Chefs. Vom ersten Moment an besteht zwischen ihnen eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Als sich in Evelyns exklusiver Boutique seltsame Vorkommnisse häufen, steht Gabriel bereitwillig zur Verfügung, um mögliche Sicherheitslücken zu schließen. Bei jeder Begegnung mit der faszinierenden jungen Frau spürt er, dass Evelyn ebenso versucht ist wie er, der Leidenschaft nachzugeben, die zwischen ihnen lodert. Aber sie beide kämpfen mit Dämonen aus ihrer Vergangenheit, denen sie sich noch nicht zu stellen bereit sind. Bald wird klar, dass Evelyn ernsthaft in Gefahr ist, und Gabe erhält den Auftrag, sie rund um die Uhr zu beschützen. Eine Mission, die ihm alles abverlangt, denn zum einen soll sie nichts davon erfahren und zum anderen weiß Gabe, dass es mehr als gefährlich ist, wenn die Grenzen zwischen Pflicht und Leidenschaft verschwimmen ...

1

Evelyn

Ich verspäte mich.

Verdammt, ich komme doch sonst nie zu spät. Das ist eine meiner Regeln, an die ich mich eisern halte. Sie steht ganz oben auf meiner Liste zusammen mit der anderen Regel, nie die Kontrolle über eine Situation zu verlieren ... oder man soll es mir zumindest nicht anmerken. Aber ausgerechnet heute bin ich bereits acht Minuten über die Zeit und komme kein bisschen voran.

Während ich mich durch den nachmittäglichen Verkehr von Manhattan quäle, steigt nervöse Hitze in mir auf, mein Nacken wird ganz feucht. Ich bedauere, mir das dunkle Haar zu einem Dutt hochgesteckt zu haben, statt es offen zu tragen und damit den Schweißfilm zu verbergen, der meinen Hals bedeckt. Ich stelle die Klimaanlage auf die höchste Stufe, aber auch das trägt nicht dazu bei, dass ich runterfahre und entspanne. Zuletzt habe ich so einen Ausbruch von Angstschweiß erlebt, als ich das erste Mal einen Laufsteg betrat. Das ist lange her. Unendlich lange. Trotzdem verkrampfe ich mich innerlich bei der Erinnerung daran, und ich muss mit einer aufsteigenden Woge von Übelkeit kämpfen.

Und mit jeder Sekunde verspäte ich mich mehr.

Den Termin pünktlich einzuhalten, war bereits kaum möglich gewesen, als ich meinen Laden in der Madison Avenue verließ, um vom *L'Opale* zu dieser Privatkundin am anderen Ende der Stadt zu fahren. Trotzdem war es für mich nicht infrage gekommen, den Termin zu verschieben. Zu sehr hatte ich schon seit Wochen diesem Treffen entgegengefiebert. Nein, ich hatte mir in der Tat sogar den

Allerwertesten aufgerissen, als würde mein Leben von dieser einen Kundin abhängen. Vielleicht tut es das ja auch. Aber wie auch immer – ich werde mir diese Gelegenheit, einen Karrieresprung zu machen, nicht durch die Lappen gehen lassen.

Ich wechsele die Spur, um nicht hinter einem langsam fahrenden Kleinbus hängen zu bleiben, dessen Stoßstange mit Touristenaufklebern zugekleistert ist. Am Nummernschild erkenne ich, dass er aus einem anderen Bundesstaat kommt. Es sind nur noch ein paar Meilen, bis ich auf die 57. West abbiegen muss. Ich drücke aufs Gaspedal, um die nächste Ampel noch zu schaffen, muss im nächsten Moment aber voll in die Eisen gehen, während ich vor Schreck zusammenfahre, weil ich mit meinem Volvo fast das gelbe Taxi erwischte hätte, das plötzlich vor mir ausgeschert ist.

Verdammt. Jetzt sind's schon neun Minuten, die ich zu spät komme.

Ich habe immer noch Katrina, die andere Designerin von *L'Opale*, im Ohr, die mit mir schimpft, weil ich darauf bestehe, mit dem Auto zu fahren, statt die U-Bahn zu nehmen. Und ja, so sehr es mir auch missfällt, es zuzugeben ... sie hatte recht. Da spielt es auch keine Rolle, dass ich in den letzten fünf Jahren nicht ein einziges Mal einen Fuß in diese unterirdischen Verkehrsmittel gesetzt habe. Um ehrlich zu sein, bin ich mir noch nicht einmal sicher, ob ich es je wieder kann. Aber dieser Termin wäre es wert gewesen, es auszuprobieren.

Wem zum Teufel will ich da eigentlich was vormachen? Dieser Termin bedeutet mir alles, und ich würde auch alles dafür tun.

Himmel, ich hoffe, Kat hat Avery Ross erreicht, um ihr zu sagen, dass ich unterwegs bin. Automatisch strecke ich die Hand aus, um das Handy aus meiner Handtasche zu nehmen, doch meine Hand geht ins Leere. Denn natürlich liegt die Designerclutch von Chanel – ein Vintagemodell

und Überbleibsel aus meinem früheren Leben – nicht auf dem Beifahrersitz, weil sie mir irgendwann zwischen meiner Ankunft im *L'Opale* heute Morgen und dem Moment, als ich meine Dessous-Entwürfe für den heutigen Termin zusammenpackte, abhandengekommen ist.

Nach einer mehrere Minuten dauernden panischen, aber völlig ergebnislosen Suche hatte ich schließlich nach den Autoschlüsseln gegriffen, die auf meinem Schreibtisch lagen, und war aufgebrochen. Ich kann mich auch später, wenn ich zurück bin, darüber aufregen, dass ich meine Lieblingstasche samt Inhalt verloren habe. Im Moment kreisen meine Gedanken nur um eine Sache – ich will die Mappe mit meinen Zeichnungen meiner neuesten Kundin überreichen, die in der Vorstandsetage des Baine International auf mich wartet.

Das heißt – wenn es überhaupt zu diesem Treffen kommt. Aber schlimmer noch, als mit Pauken und Trompeten vor einer gefeierten Künstlerin unterzugehen, die zufälligerweise auch noch die Verlobte eines der mächtigsten Männer der Stadt – wenn nicht der ganzen Welt – ist, wäre es, gar nicht erst die Gelegenheit dazu zu bekommen, es zumindest versucht zu haben.

Leise Hoffnung keimt in mir auf, als ich in die 57. West abbiege, in der das hohe Gebäude mit der dunkel schimmernden Glasfassade aufragt, welches dem Milliardär Dominic Baine gehört. Es beherrscht die Skyline und nimmt bestimmt die Hälfte des Straßenzuges ein. Ich kenne das auffallende Bauwerk gut, auch wenn ich es im Laufe der letzten Jahre nur ein paarmal an der Seite von Andrew Beckham, dem Anwalt von Baine International, betreten habe. Andrew Beckham – mein stets perfekt gekleideter, ehrgeiziger, vollkommener älterer Bruder.

Andrew gehört die Boutique, die ich führe. Das ist nur eines der vielen Projekte, die er, seit wir Kinder waren, für mich angeleiert hat, um mich finanziell oder sonst wie zu unterstützen. Wir sind zwar nur Halbgeschwister mit

demselben gut aussehenden Vater, von dem wir unsere hellbraune Haut und die strahlend grünen Augen haben, doch Andrew ist schon so lange ich denken kann mein Fels in der Brandung. Das gilt besonders für die letzten Jahre, als ich ihn eigentlich gar nicht verdient habe.

Da ich keine Zeit habe, um auf der Straße nach einem Parkplatz zu suchen oder in ein nahe gelegenes Parkhaus zu fahren – was ich ohne Portemonnaie sowieso nicht bezahlen könnte –, schlage ich dreist den Weg zur Tiefgarage ein, die zum Gebäude gehört. Ich gebe den Zugangscode ein, den ich Andrew habe benutzen sehen, und fahre hinein, als sich die Schranke öffnet.

Wie es das Glück will – endlich wird mir heute zumindest ein kleines Quäntchen Glück zuteil –, erspähe ich mehrere leere Parkbuchten, die allerdings alle als reserviert gekennzeichnet sind. Ich lenke meinen Wagen auf einen freien Platz, der sich ganz nah beim Fahrstuhl befindet. Nachdem ich den Motor abgestellt und den Gurt gelöst habe, greife ich nach hinten nach meiner Künstlertasche und dem Laptop.

Ich hänge immer noch halb im hinteren Bereich des Volvos, um meine Sachen zusammenzusammeln, als mich ein lautes Klopfen am Fahrerfenster zusammensucken lässt.

»Sie können hier nicht parken«, ertönt eine tiefe, energische Männerstimme.

Ich weiß nicht, zu wem die Stimme gehört, denn als ich den Kopf drehe, kann ich durchs Fenster nur einen athletisch gebauten Oberkörper erkennen, der in ein schneeweißes Oberhemd gehüllt ist. Das schwarze Anzugjackett steht gerade so weit offen, dass ich einen Blick auf ein Schulterholster mit Pistole unter dem tadellos gebügelten Stoff erhasche.

Der Sicherheitsbeamte klopft erneut mit spitzem Knöchel gegen die Scheibe, ehe ich dazu komme zu

reagieren. »Dieser Platz ist reserviert. Bitte stellen Sie Ihren Wagen sofort um.«

Der ruhige Tonfall und das eher sachliche »Bitte« sind zwar höflich, doch er klingt wie ein Mensch, der es gewöhnt ist, dass man seinen Befehlen folgt, ohne Fragen zu stellen. Der Anzug, der auch einem Bestattungsunternehmer gut zu Gesicht stehen würde, und die unangenehm aussehende Pistole, sind dabei sicherlich hilfreich. Doch es ist die selbstsichere, raue Stimme, die mich aufmerken lässt. Aber natürlich habe ich für all das jetzt keine Zeit.

»Einen Moment noch«, murmele ich, während ich weiter meine Sachen zusammensammele.

Mit den Griffen der Laptoptasche und der Künstlermappe in der einen Hand will ich die Wagentür aufstoßen, halte aber inne, weil der Mann keinen Millimeter zur Seite weicht. Ich stoße ein ungeduldiges Schnauben aus und schiele durchs Seitenfenster nach oben zu dem großen, offensichtlich sportlich gestählten Mann. Er trägt eine silberfarbene Anstecknadel mit dem Logo von Baine International am Revers.

Sein Gesicht kann ich immer noch nicht sehen, trotzdem werfe ich ihm einen finsternen Blick zu. »Dürfte ich mal?«

Er zögert, ehe er langsam einen Schritt zurücktritt, sodass der Platz gerade mal reicht, die Tür zu öffnen und die Beine herauszuschwingen. Ich stelle die Füße, die in Sandaletten mit hohen Stilettoabsätzen stecken, auf den Betonboden und stehe auf. Während ich noch mit der freien Hand die Falten aus meinem pflaumenfarbenen Etuikleid streiche, werfe ich mit der Hüfte die Tür hinter mir zu.

Langsam bewegt sich sein Kopf von unten nach oben, um mich eingehend zu mustern, ehe unsere Blicke aufeinanderprallen. Seine haselnussfarbenen Augen unter kastanienbraunen, kühn geschwungenen Brauen durchbohren mich förmlich. Ich spüre die Hitze seines Blicks wie eine Berührung, die mich in größere Unruhe

versetzt, als ich zugeben möchte. Ich sehe als Erste weg und rücke die Zeichenmappe zurecht, während ich mich in Bewegung setze.

»Entschuldigung, aber ich bin verabredet und sowieso schon spät dran.«

Er rührt sich nicht von der Stelle. Mit meinen einen Meter und achtzig bin ich größer als die meisten Männer. Doch das gilt nicht für diesen hier.

Obwohl ich auf zehn Zentimeter hohen Absätzen stehe, befinden sich meine Augen etwa in Höhe seines Kinns. Es ist ein kräftiges Kinn, kantig und hart wie sein ganzer Kiefer. Sein Nasenrücken mochte einst den gleichen energischen Schwung gehabt haben, neigt sich jetzt aber leicht nach rechts, was wohl auf einen Bruch zurückzuführen ist. Und jetzt, da ich genauer hinschaue, bemerke ich auch eine seltsame Einbuchtung am Wangenknochen unter dem linken Auge. Mein Blick bleibt einen Moment lang an der Stelle, die eigentlich nicht sehr auffällig ist, hängen, und ich frage mich, was ihm wohl widerfahren sein mag und wie es dazu gekommen ist.

Er räuspert sich. »Gnädige Frau, ich sagte, Sie dürfen hier nicht parken. Sie müssen den Wagen wegfahren. Sofort.«

»Gnädige Frau ... Nicht Ihr Ernst, oder?« Ich kann mir ein leichtes Schnauben nicht verkneifen. Trotz seiner strengen Gesichtszüge und des ernststen, durchdringenden Blicks, was ihn beides älter erscheinen lässt, schätze ich, dass er so wie ich um die dreißig sein muss.

»Machen Sie sich wegen meines Wagens keine Gedanken«, erkläre ich ihm. »Ich werde nur ein oder zwei Stunden bleiben, und davon abgesehen wird es meinen Bruder nicht stören, dass ich auf seinem Parkplatz stehe.« Ich deute kurz auf das Namensschild, auf dem Andrews Vor- und Nachname steht und das an der Wand angebracht ist, vor der ich mein Auto abgestellt habe.

Ein skeptischer Ausdruck liegt auf seinem Gesicht, und er lässt mich immer noch nicht an sich vorbei. »Ihr Bruder?«

»Ja.« Ich stoße einen ungeduldigen Seufzer aus. »Ich bin Evelyn Beckham.«

»Ich wusste nicht, dass Mr Beckham eine Schwester hat.«

»Tja, jetzt wissen Sie's.«

Ich starre ihn an und warte auf den Moment, da diesem schwerbewaffneten Pfadfinder sein Fehler bewusst wird und er erkennt, dass ich nicht nur in der Tat mit einer der wichtigsten Führungskräfte von Baine International verwandt bin, sondern vor acht Jahren auch eine Zeit lang – bevor ich so spektakulär abstürzte – nirgends hingehen konnte, ohne sofort als eines der meistfotografierten und höchstbezahlten Laufstegmodels auf der ganzen Welt erkannt zu werden.

Damals bin ich eine andere gewesen. Ich habe ein paar Pfund zugenommen, und es sind Jahre vergangen seit meiner Zeit auf dem Laufsteg, in der ich eigentlich ständig ums Überleben gekämpft hatte. Ständig hungrig, ständig erschöpft, war ich ein erbarmungslos ausgebeutetes, zweiundzwanzigjähriges Geschöpf, das alle nur als Eve kannten.

Doch der Mann, der mich jetzt ansieht, scheint das nicht zu wissen.

Und wenn er es doch weiß, scheint es ihn zumindest nicht zu kümmern.

Was auch die Gründe für sein Schweigen sein mögen, kann ich doch nicht verhehlen, dass es mich unendlich erleichtert. Ich habe die vergangenen fünf Jahre versucht, die harte Zeit, die ich im Rampenlicht verbracht habe, zu vergessen. Noch viel länger versuche ich mich schon vor Opportunisten und schmierigen Typen jeder Couleur zu schützen, die dazu neigen, mich nur als Objekt der Begierde zu sehen oder schlimmer noch als einen

Gegenstand, den sie haben wollen, um ihre verquerten Vorstellungen von Männlichkeit oder Erfolg zu stärken.

Dass dieser Mann hier mich wie ein normales, sterbliches Wesen behandelt – wenn auch eins, das von ihm argwöhnisch beäugt wird –, hat deshalb fast etwas angenehm Erholsames für mich.

Oder das hätte es, wenn er nicht die ganze Zeit dastehen und mich daran hindern würde, endlich zu meiner Verabredung mit Avery Ross zu eilen.

»War's das jetzt? Ich glaube, Sie haben mich lange genug aufgehalten, oder?« Ich bin an Zickigkeit nicht zu überbieten, aber das scheint ihn nicht zu kümmern. Auf mich hat sein cooles Verhalten den gegenteiligen Effekt. »Falls ich es noch nicht erwähnt habe – Nick Baines Verlobte wartet drinnen auf mich.«

Ganz bewusst nenne ich den Spitznamen, der engen Freunden und zuverlässigen Mitarbeitern des Milliardärs vorbehalten ist. Aber dieser nervige Pfadfinder reagiert nur mit einem Brummen darauf. »Ich gehe davon aus, dass Sie sich ausweisen können?«

»Nicht im Ernst, oder?« Ich starre ihn mit großen Augen an und könnte schwören, einen Anflug von Erheiterung um seinen schön geschnittenen Mund zu sehen.

»Ich mache nur meinen Job, gnädige Frau.«

Schon wieder dieses »gnädige Frau«. Der Typ ist echt ein Charmeur. Ich kann dem Drang, die Augen zu verdrehen, kaum widerstehen, als ich schon meinen Ausweis zücken will. Doch da fällt mir wieder ein, dass ich meine Handtasche ja gar nicht dabei habe. »Shit.«

»Gibt's ein Problem?«

»Ich habe meine Handtasche verloren ... heute.« Ich schließe die Augen und schüttele den Kopf. »Führerschein, Portemonnaie, Handy ... nichts davon habe ich dabei.«

»Sie fahren ohne Führerschein? Sie wissen aber, dass Sie sich damit strafbar machen, oder?«

Ich werfe ihm einen finsternen Blick zu. »Was wollen Sie machen, Officer, mich verhaften?«

»Ich bin kein Polizist«, brummt er. Die finster zusammengezogenen Augenbrauen lassen vermuten, dass ihn allein die Andeutung schon beleidigt. Er zieht ein Handy aus seiner Jackentasche und tippt aufs Display. Sein durchdringender Blick lässt nicht von mir ab, während er das Gerät ans Ohr hebt. »Lily? Ja, hier Gabe. Mir geht's gut, Süße. Wie läuft's bei euch oben?« Ein Lächeln huscht um seinen fein geschnittenen Mund, als die fröhliche, weibliche Stimme am anderen Ende der Leitung erklingt. »Hör mal«, sagt er, »ich müsste eigentlich längst woanders sein, aber ich habe hier jemanden in der Tiefgarage. Sie sagt, Miss Ross wäre mit ihr verabredet. Weißt du was davon?«

Seine Erwiderung ist ein leises Brummen, in dem keine große Überraschung mitschwingt. »Ach, wirklich. Andrew Beckham hat also tatsächlich eine Schwester, hm?«

Ich neige den Kopf und bedenke ihn mit einem genervten Blick, aber dieser arrogante Kerl zwinkert mir doch tatsächlich zu, während er sich bei der Frau am anderen Ende der Leitung bedankt, ehe er den Anruf beendet.

»Jetzt zufrieden?«, frage ich, während er in aller Seelenruhe das Handy in die Tasche zurückschiebt.

Er mustert mich eher amüsiert denn zerknirscht. »Miss Beckham, wir scheinen uns hier wohl auf dem falschen Fuß erwischt zu haben.«

»Das würde ich auch sagen.«

Ein verschmitztes Grinsen zuckt um seinen schön geschnittenen Mund, der mir arroganter und verführerischer erscheint, als ich wahrhaben will. Er hält mir die Hand hin, um wohl so etwas wie einen Waffenstillstand zu erwirken. »Dann sollten wir noch einmal von vorne anfangen. Ich bin Gabriel Noble, der

Sicherheitsbeauftragte von Baine International. Die meisten nennen mich Gabe.«

Vor allem wohl die Frauen, die er »Süße« nennt, denke ich.

Ich starre auf die große Hand mit den starken Fingern, die er mir hinhält, und wehre mich gegen den so selbstsicher zur Schau getragenen Charme. »Es besteht keine Notwendigkeit, dass wir noch einmal von vorn beginnen. Außerdem bin ich immer noch spät dran.«

Er nickt einmal kurz und deutet dann mit der Hand auf den Fahrstuhl. »Wenn Sie mir folgen wollen, werde ich Sie persönlich nach oben in die Chefetage bringen.«

Ich rücke die Künstlermappe zurecht, die ich mir über die Schulter gehängt habe, und umfasse meinen Laptop fester. »Das ist nicht nötig. Davon abgesehen meine ich mich zu erinnern, Sie hätten gesagt, Sie müssten irgendwo hin, oder?«

»Mein Job kommt immer an erster Stelle.«

Na, das hört sich doch wie bei einem echten Pfadfinder an. Vielleicht hätte ich sogar spöttisch geschnaubt, würde er nicht so ernsthaft klingen. »Na gut, dann tun wir jetzt einfach so, als hätten Sie Ihren Job erledigt. Wenn Sie also nichts dagegen haben, würde ich jetzt gern zu meinem Termin hoch.«

»Das geht nicht.«

»Was bilden Sie sich überhaupt ein?« Ich sehe ihn ärgerlich mit neu erwachter Wut an. »Wenn Sie nicht auf der Stelle zur Seite treten und mich durchlassen ...«

Ganz bedächtig schüttelt er mit dem Kopf, dann rückt er näher – näher, als ich erwarten würde. So nah, dass mir sofort sein sauberer, würziger Duft in die Nase steigt und mich die beunruhigende Wärme seines muskulösen Körpers umfängt. »Von der Garage aus braucht man für die Benutzung des Fahrstuhls eine Zugangskarte. Und um als Besucher in die Chefetage zu gelangen, ist außerdem eine Sicherheitsfreigabe vom diensthabenden

Sicherheitspersonal im Eingangsbereich oder von einem anderen Mitglied des Sicherheitsteams erforderlich.«

»Oh.«

Ich sehe in seine wachen, haselnussbraunen Augen und erkenne, dass sie eigentlich eine faszinierende Mischung aus Grau, Grün und Braun aufweisen. Und gerade jetzt blitzt eine Selbstgefälligkeit darin, die mich wütend macht, denn er hält nicht nur meinen Blick fest, sondern lässt mich auch nicht aus der engen Lücke zwischen den Autos.

»Da haben Sie wohl ein ziemliches Glück, Miss Beckham, dass wir uns über den Weg gelaufen sind. Denn ansonsten hätten Sie hier unten in der Tiefgarage festgesteckt, bis jemand aufgetaucht wäre, der Sie mit nach oben nimmt.«

Glück ist nicht unbedingt das erste Wort, das mir in meiner jetzigen Situation in den Sinn kommt. Allerdings muss ich gestehen, dass ich doch ziemlich dankbar für die Rettung bin. Doch statt ihm die Genugtuung zu geben, irgendetwas Zustimmendes zu erwidern, dränge ich mich wortlos an ihm vorbei und gehe zum Fahrstuhl.

Ich meine, bei jedem Schritt, den ich tue, das Gewicht seines Blickes im Nacken zu spüren. Als ich mich umdrehe, um zu sehen, ob ich recht habe, stelle ich fest, dass er grinst. Puh, er hat ein tolles Lächeln. Es ist ein bisschen schief und wird von zwei jungenhaften Grübchen eingerahmt. Ich kann mir gut vorstellen, dass er damit unzählige Frauen bezirzt hat.

Mich nicht, rufe ich mich zur Räson und klammere mich an meine Wut auf ihn, bis wir die Fahrstuhltür erreichen. Ich muss mich an meiner Wut festklammern, denn ansonsten müsste ich mir eingestehen, dass es vom ersten Moment an zwischen uns geknistert hat.

»Nach Ihnen, meine Dame«, sagt er und bleibt stehen, um mir die Tür aufzuhalten.

Ich bedanke mich mit leiser Stimme und trete in den Fahrstuhl. Allerdings kann ich nicht widerstehen, ihn mit

einem süffisanten Blick zu bedenken, als er nach mir in die Kabine steigt. »Ach, übrigens, was den falschen Fuß betrifft, Gabe, *Süßer*, - ich möchte wetten, dass Sie nur den einen haben - den falschen.«

2

Gabriel

Der Berufsverkehr ist in vollem Gange, als ich endlich die Throgs Neck Bridge von Manhattan aus überquere und in Bayside, Queens, ankomme. Eigentlich hätte ich schon vor einer Stunde da sein müssen, aber daran kann ich jetzt sowieso nichts mehr ändern.

Ich quetsche meinen schwarzen Lexus RC 350 zwischen einen Lieferwagen und einen verrosteten Bronco auf dem Parkplatz hinter *McGilly's* am Bell Boulevard, meiner alten Gegend. Eigentlich hatte ich erst bei mir vorbeifahren und mich umziehen wollen, aber dass ich bei der Arbeit so lange aufgehalten worden bin, hat mir einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Ich weiß, dass ich schwer was aufs Dach kriegen werde, wenn ich mit einem Anzug in die Kneipe gehe, für den die meisten Gäste hier einen ganzen Wochenlohn hinblättern müssten. Was ich mir dann noch anzuhören habe, wenn irgendeiner mitbekommt, was für einen Wagen ich neuerdings fahre, mag ich mir gar nicht vorstellen. Ich habe ihn zwar gebraucht gekauft, aber das würde keinen in der Bar interessieren. Es wäre nicht das erste Mal, dass ich es mit Fassung tragen muss, bei einem so mächtigen - und reichen - Mann wie Dominic Baine auf der Gehaltsliste zu stehen.

In den Augen mancher bin ich mir selbst untreu geworden, als ich mich entschied, im Sicherheitsteam um den berühmten Finanzmagnaten zu arbeiten. Andere meinen, ich hätte etwas noch viel Schlimmeres getan, indem ich meinem alten Leben den Rücken gekehrt habe, um mir auf der anderen Seite der Brücke ein neues

aufzubauen. Es hat lange gedauert, bis ich mir endlich sagen konnte, dass es mir völlig egal ist, was irgendjemand sagt.

Ich treffe meine eigenen Entscheidungen. Das habe ich schon immer getan.

Ich bin der Einzige, der mit den Konsequenzen leben muss.

Nachdem ich geparkt und den Motor ausgeschaltet habe, entferne ich die Anstecknadel mit dem Baine-International-Logo von meinem Revers und lasse sie in den Tassenhalter der Mittelkonsole fallen. Es geht mir nicht so sehr darum, der Verachtung zu entgehen, mit der man mir bei ihrem Anblick drinnen unter Umständen begegnen würde, sondern ich tue es aus Rücksicht auf die Privatsphäre meines Arbeitgebers und Freundes.

Selbst außerhalb der Arbeitszeit vergesse ich nie auch nur eine Minute lang, wie viel ich Nick Baine zu verdanken habe. Er hat zu mir gehalten, als kein anderer dazu bereit war, und deshalb bin ich ihm wirklich treu ergeben. Es gibt nichts, was ich nicht für ihn täte, würde er mich darum bitten. Das bedeutet, dass ich eigentlich rund um die Uhr im Dienst bin.

Bezüglich meiner Dienstwaffe mache ich mir nicht die Mühe, sie im Wagen zu verstauen, ehe ich aussteige. Von den Leuten aus dieser Gegend wird sie nicht weiter beachtet werden, deshalb bleibt sie im Holster unter meinem Jackett, als ich mich durch den Hintereingang des *McGillys's* in das laute Getümmel gebebe.

Ein Klassiker von Bruce Springsteen dröhnt aus der Anlage und liegt mit dem Baseballspiel, welches auf allen vier Flachbildschirmen zu sehen ist, die hoch oben an den dunklen, holzverkleideten Wänden montiert sind, im Wettstreit um die Aufmerksamkeit der Gäste. Abgesehen von den sportbegeisterten Gästen, die blau-orangefarbene Trikots übergestreift haben, um ihre Lieblingsmannschaft zu unterstützen, tragen die anderen Besucher der Kneipe,

die um die Tische des kleinen Schuppens stehen, meist Jeans und T-Shirt.

Das *McGilly's* ist wohl die bodenständigste Kneipe auf dem ganzen Bell Boulevard, und man würde nie darauf kommen, dass das ganze dreckige Loch voller Cops ist, die ihren Feierabend genießen.

Während ich weiter in den Raum hineintrete, richte ich den Blick auf den Bereich in der Mitte, wo der größte Trubel herrscht. Eine bunt gemischte Gruppe aus Männern zwischen Mitte zwanzig und siebzig stößt unter grölendem Gelächter und laut geführten Gesprächen immer wieder mit Bier an. Die Männer nehmen fast alle Tische ein, und auch der größte Teil des Raumes wird von ihnen belegt. Wirklich erstaunlich, aber sie haben es sich verdient.

Statt gleich allen die Stimmung zu verderben, suche ich mir einen Platz am Tresen und nicke dem untersetzten, dunkelhaarigen Barkeeper zu, den ich noch aus der Highschool kenne. »Hi, Tommy. Wie läuft's?«

Er sieht überrascht in meine Richtung, während er mehreren jungen Frauen, deren Augen an ihren Handys kleben, Bier serviert. »Gabe, wow. Sieh mal einer an. Das Zivilleben bekommt dir wirklich gut, wie ich sehe.« Es ist nicht wertend von ihm gemeint, und eine Antwort erwartet er auch nicht. »Was kann ich dir bringen, Mann?«

»'n dunkles Bier. Was du gerade auf Lager hast«, antworte ich gelassen.

Er schenkt ein Bier ein und bringt es mir. Als ich Geld auf den Tresen lege, schüttelt er den Kopf. »Das geht auf mich. Ich habe dich seit deinem Einsatz nicht mehr gesehen. Himmel, ey, das müsste ...«

»Ist Jahre her.« Ich lasse ihn nicht nachrechnen, wie lange es her ist, obwohl ich sehr genau weiß, wann ich nach Afghanistan gegangen bin.

Das ist jetzt sieben Jahre her, und seitdem ist viel passiert. Bombensplitter haben meinen Weg übersät,

zerfetztes, verkohltes Fleisch und Knochensplitter. Nicht alle gehörten mir.

»Ja«, sagt Tommy leise und mustert mich, als würde er nach sichtbaren Beweisen für die Verletzungen suchen, die nach einem Jahr bei meinem zweiten Einsatz zu meiner Entlassung aus der Armee führten. »Ach, ist ja egal. Auf jeden Fall ist es schön, dich wiederzusehen, Gabe. Willkommen zu Hause, falls ich das noch nicht gesagt haben sollte.«

Ich nicke und hebe das Glas an den Mund. »Danke für das Bier.«

Ehe er sich bemüßigt fühlt, weiter in Erinnerungen zu schwelgen, drehe ich mich auf dem Barhocker um und betrachte die Gäste. Einer der Männer, der am Tisch in der Mitte des Raumes sitzt, steht auf, spricht einen langatmigen Toast auf den frisch beförderten Polizeichef aus und gratuliert ihm am Ende seiner Rede.

Der Laden ist gerammelt voll, und trotzdem erhasche ich einen Blick auf den Mann der Stunde. Er ist groß und breitschultrig, hat ein tiefes Lachen, und sein hellrotes Haar leuchtet wie Feuer im schwachen Schein der Bar, während er wie ein König Hof hält.

Stolz erfüllt mich, ein Lächeln zuckt um meine Lippen, während ich meinen ältesten Bruder, Shane, beobachte, wie er sich in seinem hart erarbeiteten Ruhm sonnt. Eigentlich würde ich am liebsten aufstehen und gleich wieder gehen, damit er seinen Triumph voll auskosten kann. Ich gehöre bei dieser Party sowieso nicht dazu – auch wenn viele der Cops hier Verwandte von mir sind.

Fünf Generationen lang haben sich alle Männer der Familie Noble dem Polizeidienst verschrieben. Ich bin der erste, der mit dieser Tradition und Verbundenheit gebrochen hat.

Aus einer Vielzahl von Gründen habe ich die Voraussetzungen, die einen wahren Noble ausmachen, nie erfüllt.

Das erkannte ich in aller Deutlichkeit, als ich aus Afghanistan zurückkehrte und mein Leben ein Scherbenhaufen war. Ich weiß nicht, ob ich je in der Lage sein werde, alle Teile zusammensetzen, um wieder der zu sein, der ich mal gewesen bin. Eins ist jedoch ganz sicher: Ich gehöre nicht mehr nach Bayside. Als ob ich das je getan hätte!

Ich stoße einen unterdrückten Fluch aus und leere mein Glas in einem Zug. Gerade als ich vom Barhocker rutschen will, um die Bar wieder zu verlassen, löst sich ein Mann aus der feiernden Schar und kommt auf mich zu.

Zwei Grübchen, die genau wie meine aussehen, rahmen seinen Mund ein, als er sich mir lächelnd nähert. »Wer sagt's denn? Da hatte ich ja doch den richtigen Riecher. Armani. Das Rasierwasser kenn ich doch. Sieh mal einer an, wer hier aufgekreuzt ist.«

Von meinen drei älteren Brüdern steht Jacob mir mit seinen sechsunddreißig Jahren am nächsten, obwohl uns volle neun Jahre trennen. Wir haben fast die gleiche Größe und eine ähnliche Statur, doch er hat von unserer Mutter das fast schwarze Haar und die großen braunen Augen geerbt. In allem anderen kommt er nach Dad. Mein Bruder unterscheidet sich nur hinsichtlich der Zuneigung, die er mir immer entgegengebracht hat, von ihm.

Er stellt seinen leeren Krug auf den Tresen und boxt gegen meine Schulter, was in unserer Familie gemeinhin die Umarmung ersetzt. Sein schwarzes T-Shirt spannt über der breiten Brust und an den muskulösen Oberarmen, die voller Tattoos sind. Auch wenn sie teilweise verdeckt sind, verraten die Tätowierungen seinen rebellischen Charakter, da für einen Noble diese Form der Körperkunst fast einer Todsünde gleichkommt und somit genauso verwerflich ist, wie den fest in der Familie verankerten Vorstellungen, im Dienste von Recht und Gesetz zu stehen, zuwiderzuhandeln.

Wenn ich einen Verbündeten unter meinen Brüdern habe, dann ist es Jake.

Als er sich auf den Hocker neben meinem fallen lässt, bedenke ich ihn mit einem spöttischen Grinsen. »Armani ... von wegen! Im Gegensatz zu dir, du Blödmann, habe ich noch nie in meinem ganzen Leben ein Parfüm benutzt. Man sollte meinen, dass ein Typ, der eines Tages ganz groß bei der Polizei einsteigen will, eine etwas bessere, hm, Spürnase hat.«

Er lacht leise und bedeutet Tommy, dass er uns noch zwei Bier bringen soll. »Eigentlich hatte ich gedacht, dass du schon vor einer Stunde hier sein würdest.«

»Bei der Arbeit ist was Unerwartetes dazwischengekommen.«

Was für eine Untertreibung.

Nicht zum ersten Mal, seit ich von Baine International weg bin, denke ich an *sie*.

Der Anblick der langbeinigen Schönheit mit der glatten hellbraunen Haut, den silbergrünen Augen und den verführerischen Rundungen hatte in mir den Wunsch geweckt, sie aus ihrem dunkelvioletten Kleid zu schälen und jeden Zentimeter ihrer Haut mit meinen Händen zu erforschen.

Seit ich meinen Job in Manhattan angetreten bin, habe ich viele schöne Frauen gesehen, aber Evelyn Beckham als schön zu bezeichnen, trifft es nicht ganz – eher gesagt überhaupt nicht.

Vielleicht habe ich es bei ihr zu weit getrieben, indem ich in der Tiefgarage erst den unbeugsamen Cop spielte und dann auch noch darauf bestand, mit ihr zusammen in den vierunddreißigsten Stock zu fahren. Ich hätte ihr ja auch einfach glauben können, dass sie tatsächlich die war, die sie zu sein vorgab. Schließlich war die Ähnlichkeit zwischen ihr und Andrew Beckham groß genug, um ihre Worte zu untermauern, auch wenn ich nie davon ausgegangen wäre, dass Beck eine Schwester mit dem

Gesicht eines Engels haben könnte und mit einem Körper, der meine Männlichkeit in dem Moment hatte erwachen lassen, als sie aus ihrem Wagen gestiegen war.

Und ihre temperamentvolle, selbstbewusste Art hatte sie nur noch reizvoller gemacht. Wenn sie nicht aufbegehrt, sondern klein beigegeben hätte, als ich ihr so offensiv entgegengetreten bin, hätte ich mich bemüht, sie zu beruhigen. Ich bin schließlich kein kompletter Mistkerl, obwohl sie das nach unserer ersten Begegnung bestimmt nicht für möglich halten wird. Zwar hatte ich ihr erklärt, nur meinen Job zu machen, aber in Wirklichkeit hätte ich ihr mit meiner Zugangskarte den Zutritt zur Chefetage freischalten können, um sie dann allein mit dem Fahrstuhl hochzuschicken.

Aber in Wahrheit war ich froh über die kleine Unterbrechung in meiner täglichen Routine. Ich war froh, einen Vorwand zu haben, später als geplant beim Familientreffen im *McGilly's* zu erscheinen. Wenn ich meine Brüder nicht so sehr respektieren und bewundern würde, hätte ich überhaupt keine Entschuldigung gebraucht, um der Feier ganz fernzubleiben.

Unser Bier kommt, und ich nehme meins, um dann mit dem Kinn auf unseren ältesten Bruder zu deuten, als eine weitere Gruppe von Polizeikollegen sich erhebt, um auf seine Beförderung anzustoßen. »Shane hat noch nie so glücklich ausgesehen. Da hat er es doch tatsächlich geschafft, schon mit zweiundvierzig zum Commander aufzusteigen. Dad freut sich bestimmt wie ein Schneekönig darüber.«

Jake schaut in die gleiche Richtung und nickt. »Du hast ja keine Ahnung, wie sehr. Mom auch. Sie geben nächstes Wochenende bei sich zu Hause eine Grillparty für Shane, Lisa und die Kinder. Ich glaube, Mom hat fast die gesamte Nachbarschaft eingeladen.«

»Was anderes habe ich auch nicht erwartet.«

»Du wirst doch auch da sein, oder?«

Ich zucke mit den Achseln und nehme einen Schluck von meinem Bier. »Hängt wohl von der Arbeit ab. Und von anderen Sachen.«

»Arbeit und andere Sachen«, brummt Jake. »Also wirklich, Bruder, manchmal bist du so ausweichend wie dieser mysteriöse Finanzmagnat und Milliardär, der ›Schattenmogul‹, für den du arbeitest. Sieht so aus, als würdest du dich schon genauso kleiden wie er.«

Da es ein freundlicher Seitenhieb ist, der auch nicht unerwartet kommt, lasse ich ihn an mir abprallen. Und auch zu der Bemerkung über Dominic Baine und die Nennung seines Spitznamens, den ihm die Presse verpasst hat, sage ich nichts. Nicks Ruf, ein zurückgezogen lebendes Genie zu sein, das sich skrupellos Firmen einverleibt, ist nicht ganz von der Hand zu weisen, doch seitdem Avery Ross in sein Leben getreten ist, hat er sich verändert. Keiner, der ihn kennt, würde behaupten, dass er nun sanft oder gar gezähmt wäre. Und doch strahlt er eine Ruhe aus, die vor über einem Jahr, als ich ihn kennenlernte, noch nicht da gewesen war.

Der andere zwielichtige Ruf eher privater Natur, der ihm vorausseilt und über den man nur hinter vorgehaltener Hand tuschelt – in den offiziellen Nachrichten und den Geschäftsberichten wird man vergeblich danach suchen –, sollte ein Thema bleiben, das nur ihn und seine Verlobte etwas angeht.

Ich bin wirklich der Allerletzte, der sich anmaßen darf, jemand anders wegen seiner sehr speziellen Eigenschaften zu verurteilen.

»Ich kann nicht lang bleiben«, sage ich leise und sehe Jake dabei über den Rand meines Glases hinweg an. »Ich sollte mal zu Shane rübergehen und ihm gratulieren. Dann bin ich wieder weg.«

Jake stößt einen leisen Pfiff aus. »Du bist gerade mal zwei Minuten da und überlegst dir schon, wie du am besten

wieder flüchten kannst. Ich glaube, das ist ein neuer Rekord, den du da aufstellst.«

Er hat recht, und ich werde den Teufel tun und ihm widersprechen. »Ich bin gekommen, weil es meine Pflicht ist. Gegenüber Shane. Gegenüber Mom. Ja, sogar gegenüber mir selbst. Ich weiß, was diese Beförderung unserem Bruder bedeutet.«

»Und Dad auch«, sagt Jake und wirft mir einen ernsten Blick zu. »Er will für alle seine Söhne das Beste. Er will, dass wir alle erfolgreich unseren Weg machen.«

»Einige aber mehr als andere«, sage ich spöttisch in mein Glas.

Ich klinge verbittert, aber dagegen kann ich nun mal nichts tun. Zwischen meinem Vater und mir ist es nie sonderlich gut gelaufen, aber im Laufe der letzten Jahre haben unsere Meinungsverschiedenheiten und die offensichtliche Abneigung für eine handfeste Entfremdung gesorgt. Ich lasse den Blick schweifen und erspähe den alten Herrn. Er sitzt neben Shane am Tisch, und seine fleischige Hand liegt immer noch um denselben Bierkrug wie bei meiner Ankunft. Er strahlt angesichts all der Lobpreisungen, mit denen sein ältester Sohn überschüttet wird, lacht über jeden Scherz und grinst ansonsten die ganze Zeit, während alles fröhlich feiert. Es wirkt so, als wäre es der größte Moment seines ganzen Lebens.

Er hat sich, seit ich ihn das letzte Mal gesehen habe, einen kleinen Bart wachsen lassen ... einen grauen Bart, der nicht den kupferfarbenen Ton wie sein gelichtetes Haar aufweist. Außerdem ist der Bart nicht in der Lage zu verbergen, wie schmal sein Gesicht geworden ist und wie das Fleisch über den eingefallenen Wangen hängt.

»Er ist dünner geworden«, stelle ich fest und drehe mich dann wieder zum Tresen um.

»Meinst du?« Jake wirft Dad einen schnellen Blick zu und sieht dann mich wieder an. »Wahrscheinlich siehst nur du es so deutlich, weil du so lange nicht mehr zu Hause

gewesen bist.« Er zuckt zusammen, kaum sind die Worte aus seinem Mund. »Shit. Das klingt komisch. Ich mein das nicht so, Gabe.«

Ich schüttele den Kopf und trinke mein Bier aus. »Mach dir keinen Kopf. Außerdem hast du ja recht ... es ist wirklich lange her. Ich sollte mir angewöhnen, häufiger vorbeizuschauen – zumindest wegen Mom.«

»Das würde ihr gefallen. Ihm wohl auch, auch wenn er es nie sagen würde.« Jake ballt seine Hand zur Faust und knufft meinen Arm. »Egal, Ende der Diskussion über Familie und andere Dramen. Erzähl mal, wie's dir so in der Stadt ergeht. Macht es Spaß, für Baine zu arbeiten, und wie läuft's so in der Stadt? Erledigst du ab und zu mal interessante Sachen für Baine oder stehst du nur in teuren Anzügen mit Sonnenbrille herum und versuchst dabei nützlich zu wirken?«

Ich lache, denn im Großen und Ganzen hat er es auf den Punkt gebracht. Und ich kann nicht leugnen, dass ich allmählich an den Punkt gelange, dass mir das nicht mehr genügt und ich mich nach etwas sehne, das mich mehr erfüllt. »Du klingst neidisch, Brüderchen.«

Er stößt ein leises Lachen aus. »Yeah, vielleicht bin ich das tatsächlich ein bisschen. Ist dir eigentlich klar, wie viele Frauen ich bekäme, wenn ich sagen könnte, dass ich für Dominic Baine arbeite?«

»Diesen Teil des Leistungspakets habe ich bisher wohl übersehen«, gebe ich mit einem schiefen Grinsen zurück.

»Vielleicht suchst du einfach nicht intensiv genug.« Jake hat mit seiner unersättlichen Gier nach Frauen noch nie hinter dem Berg gehalten. Zwar lächelt auch er, mustert mich jedoch gleichzeitig mit durchdringendem Blick. »Du weißt selbst, dass die Trennung von Tracy mittlerweile einige Jahre her ist. Du wirst nicht jünger. Und hübscher wirst du auch nicht mehr.«

»Was versuchst du mir zu sagen?«

Er zuckt mit den Achseln und nimmt einen Schluck von seinem Bier. »Irgendwann musst du anfangen, dich mal wieder umzuschauen – sozusagen wieder in den Sattel steigen.«

»Gibst du mir etwa Dating-Ratschläge?« Ich stoße einen leisen Fluch aus. »Das ist ungefähr so hilfreich wie damals, als Dad mir Tipps geben wollte – damals, als ich dreizehn war.«

Aber Jake scheint noch nicht bereit, das Thema zu wechseln. Er hat sich jetzt ganz zu mir umgedreht und sieht mich zwar vorsichtig, aber doch fragend an. »Ich weiß, dass es für dich seit deiner Heimkehr nicht leicht gewesen ist. All die Operationen, die länger als ein Jahr dauernde Reha. Ich werde nicht so tun, als könnte ich mir vorstellen, was du durchgemacht haben musst, aber ich würde dir diese ›Tipps‹ nicht geben, wenn ich nicht das Gefühl hätte, dass du einen Tritt in den Hintern brauchst.«

Ich spüre, wie sich in mir bei der Erinnerung an meine Verletzung alles zusammenzieht. Eigentlich braucht man mich nicht daran zu erinnern. Es gibt zwar Momente, in denen ich aufwache und denke, mein Körper wäre unversehrt, aber dann sind da auch die Träume, in denen ich über die versengte, blutüberströmte Piste humpele, wo der Humvee meiner Einheit über eine Mine fuhr, und nach Muskeln und Knochenteilen suche, die früher den unteren Teil meines linken Beins bildeten.

Ich werde nie erfahren, warum ich überlebt habe und meine Kameraden nicht.

Es hat Jahre gedauert, ehe ich aufhörte, mir zu wünschen, ich wäre mit ihnen gestorben.

Jake leert sein Glas und starrt mich an, als würde er gleich ein Verhör mit mir beginnen. »Wann warst du das letzte Mal mit einer Frau zusammen?«

»Mit einer?«

An seinem herzhaften Lachen erkenne ich, dass er denkt, ich hätte einen Scherz gemacht. Nicht einmal ihm

gegenüber werde ich das Missverständnis aufklären. Jeder geht mit Schmerz und sonstigen Probleme anders um. Ich gehe in der Hinsicht definitiv meinen eigenen Weg.

Jake schüttelt den Kopf. »Okay, du Klugscheißer. Wann bist du das letzte Mal mit einer Frau ausgegangen?«

Tja, das ist eine Frage, auf die ich keine Antwort habe und noch nicht einmal mit einem Scherz reagieren kann. Ich zucke mit den Achseln und stelle fest, dass das wohl ungefähr zu der Zeit gewesen sein muss, als ich mich verpflichtet hatte. Das ist sieben Jahre her. Es war der Abend, an dem ich beim Essen in einem Restaurant dem Mädchen, mit dem ich während der ganzen Highschool-Zeit zusammen gewesen war, einen unbeholfenen Heiratsantrag machte. Tracy sagte Ja, aber drei Monate später, als ich in einem Bett im Walter-Reed-Militärkrankenhaus erwachte, war sie fort.

»So lange ist es also schon her, hm?«, sagt Jake, als würde es seine Vermutung bestätigen, weil ich nicht sofort antworte. »Gütiger Himmel, Gabe, es kann ja wohl kaum an der mangelnden Auswahl liegen. Die Stadt ist voller schöner Frauen. Hast du denn zumindest mal eine kennengelernt, mit der du gern ausgehen würdest?«

Aus einem unerfindlichen Grund habe ich sofort Evelyn Beckhams Gesicht vor Augen. Ich sehe immer noch ihre hellgrünen Augen, die vor Entrüstung unter den dichten schwarzen Wimpern blitzen. Ich habe immer noch den Vanilleduft ihrer Haut in der Nase, als ich näher an sie herangerückt bin als nötig, um noch mehr davon einzuatmen.

Ich höre immer noch ihre samtig-weiche Stimme, die vor Verärgerung ganz hell klingt, als sie mir erklärt, dass ihrer Meinung nach der einzige Fuß, den ich hätte, falsch wäre. Die Ironie der Bemerkung lässt mich innerlich lächeln.

»Ich habe kein Interesse mehr daran, mich zu verabreden«, sage ich zu meinem Bruder. »Ich bin für

Beziehungen nicht geschaffen. Bin es eigentlich nie gewesen.«

Und was Evelyn Beckham angeht – die ist sogar dann tabu, wäre sie nicht die Schwester von Nick Baines gutem Freund und persönlichem Anwalt. Ich betrachte Andrew Beckham zwar auch als Freund, aber trotzdem würde er mich sofort an die frische Luft setzen lassen, sollte ich seiner Schwester das Leben schwer machen.

Zum Teufel noch mal ... so wie ich sie verärgert habe, würde es mich nicht überraschen, wenn sie von ihrem Bruder und Nick verlangen würde, mich auf der Stelle zu entlassen, wo sie schon mal vor Ort ist.

Und falls sie es tut, kann ich ihr das wahrscheinlich noch nicht einmal vorwerfen.

Wenn ich nicht das Gefühl hätte, ihr erneut zu nahe zu treten, würde ich eine Möglichkeit finden, sie aufzusuchen und mich bei ihr zu entschuldigen. Das täte ich nicht aus Sorge um meinen Job, sondern weil ich sie verärgert habe und der Meinung bin, mich wie ein tumber, arroganter Mistkerl verhalten zu haben.

»Wirst du sie anrufen?«

»Wen?«

Jake grinst. »Wer auch immer sie ist, die dich dazu bringt, ein finsternes Gesicht zu machen und dein Bierglas so fest zu umklammern, dass du es noch zerdrücken wirst.«

Ich lasse das Glas los und schüttele den Kopf. Die Worte, alles zu leugnen, liegen mir schon auf der Zunge. Aber ehe ich etwas sagen kann, sehe ich, dass mein Vater auf uns zukommt.

Auch mit seinen gut sechzig Jahren besitzt er noch eine starke Ausstrahlung, die selbst durch den leicht ungleichmäßigen Schritt und den längst nicht mehr kräftigen Körperbau nicht geschmälert wird. Sein Blick richtet sich mit der Kraft eines Laserstrahls auf mich. Sowohl die blauen Augen als auch der verkniffene Zug um